

dadurch wieder aufgebaut. Dies geschieht nach der Rückkehr aus dem babylonischen Exil als „Nullpunktsituation“ (292) während der persischen Periode. Mit dem „Heute“ im Deuteronomium ist diese Phase des Neubeginns anvisiert. Dabei werden die jüdischen Rückkehrer, die sich selbst als Israel bezeichnen, angesprochen. Ihnen kommt mit methodisch-didaktischen Mitteln eine religiöse Volksbildung zu. „Für die implizite Adressatenschaft der Endgestalt des Dtn lässt sich daher mindestens schließen, dass die Exilerfahrung als einschneidende historische Krise im kollektiven Gedächtnis, zugleich aber wirtschaftlicher Aufschwung mindestens als realistische Chance vorzusetzen ist. Dtn macht seine nachexilische Adressatenschaft wesentlich deutlicher greifbar als alle vorangehenden Bücher des Pentateuch“ (293). Auf die Frage, wie Israel in dieser Periode ohne einen eigenen König als Gesetzgeber auskommt, wird folgende überzeugende Antwort gegeben: „Die pentateuchische Konzeption Gottes als Gesetzgeber und Moses als paradigmatischer Gesetzeslehrer eröffnet dabei eine Möglichkeit zur rechtlichen Selbstdefinition in einer Zeit ohne eigenen König“ (294 f.).

In einem zweiten Schritt, der die textinterne und textexterne Pragmatik zusammenfasst, wird deutlich, dass die abschließende Evaluation des Erzählers in Dtn 34,10–12, die Bundesrede in Dtn 29–30 und die Bekenntnisse in Dtn 6,20–25; 26,1–15 sich an die nachexilische Lesegemeinschaft richten und somit auf der Ebene der textexternen Pragmatik eine bedeutende Funktion haben. Wie damals – auf textinterner Ebene – Mose kurz vor seinem Tod das Volk vor der Landnahme und das Leben im Land im Hinblick auf seine religiöse, ethische und rechtliche Identität „reformiert“ bzw. über „die ethischen Basiskategorien von Liebe, Ehrfurcht und Gehorsam gegenüber Jhwh reflektiert“ (295), so wird mittels einer geschickten direkten Adressatenkommunikation („Heute“; „Du“) die nachexilische, im Wiederaufbau befindliche Gemeinde als implizite Leserschaft eingeladen – auf textexterner Ebene –, sich mit dem hörenden Israel der Textwelt zu identifizieren, um somit die von Mose vermittelte Tora des Dtn als rechtliches System zu studieren, Teile davon zu rezitieren, in der Familie weiterzugeben und folglich danach zu handeln (vgl. 297).

Die Rechtshermeneutik des Deuteronomiums im Pentateuch wird in einem dritten Schritt thematisiert. „Die Tora des Dtn wird im Moabund mit eigener verfassungsrechtlicher Verbindlichkeit für die zweite Generation abgesichert. [...] Mose legt mit der Dtn-Tora eine Rechtslehre vor, die Jhwhs Sinaioffenbarung voll umfasst (Dtn 5,31; 6,1)“ (298). Mose erscheint als Ausleger der Tora und somit als Begründer der Tradition der Toraauslegung. Sowohl eine „exakte Treue gegenüber der wörtlichen Formulierung“ als auch „eine unübersehbare Freiheit“ in der Auslegung und Aktualisierung der Tora prägen auf eine dialektische Weise die Tora des Dtn (299).

Der vierte Schritt fragt nach der politischen Theologie. Das Deuteronomium stellt für Israel, ähnlich dem Sinaibund, eine „konstitutionelle Gottesherrschaft“ (300) dar. Ihre konstitutionelle Verwirklichung geschieht durch den Bund, der von Israels freiwilliger Zustimmung abhängt.

Im fünften Schritt schließlich geht es um das Deuteronomium und die Entstehung des Judentums. Vor allem die Rezeptionsanweisungen in Dtn 6,4–9 und die Lernkultur des Dtn haben M. zu der euphorischen Behauptung bewegt, dass das „Heute“ des Deuteronomiums der „Geburstag“ des frühen Judentums sei. Das Deuteronomium hat auf eine maßgebliche Weise zur Entstehung des kanonischen Schriftverständnisses geführt und dabei die Entwicklung des Christentums und des Islam tatkräftig beeinflusst.

M. FIEGER

GARSKÝ, ZBYNĚK, *Das Wirken Jesu in Galiläa bei Johannes*. Eine strukturelle Analyse der Intertextualität des vierten Evangeliums mit den Synoptikern (Wissenschaftliche Untersuchungen zum Neuen Testament. 2. Reihe; Band 325). Tübingen: Mohr Siebeck 2012. XIII/370 S., ISBN 978-3-16-151720-4.

Die hier vorgelegte Arbeit hat eine fünfzehnjährige Entstehungsgeschichte hinter sich, wie der Verf. gleich zu Beginn im Vorwort berichtet. Sein Weg führte ihn von Prag über Würzburg nach München zu H.-J. Klauck, A. J. M. Wedderburn und J. Frey, und Letzterer nahm ihn nach Zürich mit, wo G. dann das fertige Werk 2011 als Dissertation

einreichen konnte. Zwischendurch führten ihn die Wege u. a. nach Helsinki, wo er mit I. Dunderberg zusammenarbeitete. Nicht zuletzt bei ihm konnte er auch der Frage nach dem Verhältnis des Johannesevangeliums zu den Synoptikern nachgehen, die nun das eigentliche Thema der Arbeit bleibt. H.-J. Klauck half ihm dabei, die Fragestellung auf die Texte von Jesus in Galiläa bei Johannes einzuzugrenzen.

Über längere Strecken ist die vorgelegte Arbeit keine leichte Kost. Aus Prag hatte G. ein Interesse an Linguistik mitgebracht, das vor allem in den ersten drei Kapiteln seinen Niederschlag findet. Noch recht verständlich liest sich in Kap. 1 die Einleitung, die zu einer intertextuellen Lektüre von Texten, hier des Johannesevangeliums, hinführt. Die spezielle Form, in der Johannes auf die Synoptiker zurückgreift, nennt G. (wohl im Anschluss an die alexandrinische Schule der Exegese) „Allegorie“, womit die neue Lesung eines Textes unter geistlicher Rücksicht gemeint ist. Johannes greift also breit auf die Synoptiker zurück, gibt den von ihm verwendeten Texten aber einen neuen, tieferen Sinn, vor allem unter christologischer Rücksicht.

Schwieriger wird für den ungeübten Leser das zweite Kap. über „Die Theopoetik des Johannesevangeliums“. Eine spezielle Form der Intertextualität bietet die intertextuelle Poetik, die G. mit einer strukturalen Analyse verbindet. Dabei setzten sich Texte aus kleinsten Einheiten zusammen, die G. im Sinne der Schule seiner Prager Heimat „Hrebs“ nennt. Diese werden dann in ihrer Anordnung einer semantischen Analyse unterzogen, wobei auch mathematische Symbole Verwendung finden.

Wieder mehr zu Hause wird sich der Leser im dritten Kap. finden, in dem G. „Das Johannesevangelium als Erzählung“ darstellt. Nach G. integriert Johannes die Synoptiker in sein Evangelium, um es an die Synoptiker anschlussfähig zu machen (118). Die größte Dichte weisen die Bezüge am Anfang (Joh 1–2), in der Mitte (Joh 6) und am Ende des Johannesevangeliums (Joh 18–21) auf (119).

Im folgenden vierten Kap. geht G. der Intertextualität von Johannesevangelium und Synoptikern in den vier Hauptabschnitten nach, in denen Galiläa den Schauplatz bildet. Den Ausgangspunkt bildet die Erzählung von der Hochzeit in Kana Joh 2,1–11. Überzeugend weist G. hier Verbindungen zu Mk 2,18–22 par. auf. Es folgt der Abschnitt Joh 4,43–54. Nach G. ist die „Heimat“ Jesu im Sinne von Joh 4,44 Galiläa, was angesichts der Begründung für die Reise Jesu nicht unmittelbar einleuchtet. Nur so scheint G. die Kontinuität zu den Synoptikern gewahrt zu sein (vgl. 151). Freilich könnte Johannes auch seine eigene Vorstellung von der Heimat Jesu haben, was u. a. in der angelsächsischen Exegese vertreten wird (vgl. ebd.).

Eine längere Darstellung wird Joh 6 gewidmet. An keiner Stelle zeigt sich die Nähe des Johannesevangeliums zu den Synoptikern so sehr wie hier. G. erklärt die Dichte der Bezüge durch einen Reflex der „galiläischen Krise“, von der bei den Synoptikern berichtet wird (172 f.). Der Aufbau des Kapitels wird nach dramatischen Gesichtspunkten durchgeführt mit dem Aufbau einer Krise, die dann ihre Lösung erfährt. Orts- und Zeitangaben sowie solche zu den beteiligten Personen dienen nicht mehr erkennbar als Gliederungsmerkmale. Nach G. greift Johannes in Joh 6 auf alle drei Synoptiker zurück (208 f.) und unterzieht sie einer Relecture, wobei für diesen Terminus auch auf die Arbeiten von J. Zumstein verwiesen wird (220).

Es wäre reizvoll gewesen, hier auch die Möglichkeit einer Relecture innerhalb des Johannesevangeliums einzubeziehen (vgl. J. Beutler, „Joh 6 als christliche relecture des Pascharahmens im Johannesevangelium“, in: R. Scoralick (Hg.), *Damit sie das Leben haben* [Joh 10,10]. Festschrift für Walter Kirchschräger zum 60. Geburtstag, Zürich: Theologischer Verlag 2007, 43–58; jetzt in: J. Beutler, *Neue Studien zu den johanneischen Schriften/New Studies on the Johannine Writings*, BBB; Band 167, Göttingen 2012, 165–180). Joh 6 fügt sich ja nur mühsam in seinen Kontext zwischen Joh 5 und 7 ein, was auch zu Umstellungshypothesen geführt hat. Die Bezüge zu den Synoptikern nehmen hier sprunghaft zu; Petrus rückt mehr in den Mittelpunkt, und vor allem wird hier in V. 4 ein Paschafest erwähnt, zu dem Jesus nicht mehr nach Jerusalem pilgert, sondern an dem nach der Brotvermehrung von der Eucharistie die Rede ist. Dies erklärt sich am besten aus einer späteren Sicht, wie sie für die eucharistischen Verse schon früh vermutet wurde. Nicht nur sie wären dann eine Fortschreibung, sondern das ganze Kapitel.

Gerade eine solche Relecture innerhalb des Johannesevangeliums nimmt G. für Joh 21, seinen vierten Text, an. Das Kapitel ist nach G. „kein ‚Nachtrag‘ eines ‚Redaktors‘, sondern ein durchaus typischer Epilog“ (256), wobei sich G. auf J. Zumstein und sein Relecture-Modell berufen kann. Der Aufbau des Kapitels wird von G. erneut dramatisch bestimmt (263). Wieder stehen die intertextuellen Bezüge im Vordergrund, zu denen neben der Geschichte vom „Wunderbaren Fischfang“ (Lk 5,1–11) auch der Bericht von der Berufung der ersten Jünger in Mk 1,16–20 par. gehört. Nach G. wird Petrus um des Lieblingsjüngers willen aufgewertet (283).

Das abschließende fünfte Kap. zieht noch einmal Bilanz unter der Rücksicht „Die intertextuelle Ironie“. Wie schon früher, so wird auch hier zwischen dem einfachen und dem versierten Modell-Leser unterschieden. Der letztere vermag bei der Lektüre des Johannesevangeliums die vielfachen Bezüge zur synoptischen Tradition zu erkennen, die seine Sicht vertiefen, ohne dass dieses zusätzliche Wissen zum Verständnis des Textes unbedingt notwendig wäre. Er entdeckt dann den geistlichen Sinn des Textes, den G. mit Origenes auch den allegorischen nennt (301–307). Innerhalb des Johannesevangeliums rechnet G. mit Analepsen und Prolepsen (303), aber wohl nicht im Sinne der Relecture (außer in Joh 21).

Die vorgelegte Arbeit verlangt der Leserschaft einiges ab, doch gilt ihr Anerkennung durch das umfangreiche Material, das im Text selbst und in zahlreichen ausführlichen Tabellen zu den Bezügen zwischen Johannes und den Synoptikern aufgeführt wird. G. ist sich dabei durchaus bewusst, dass es im Johannesevangelium nur wenige Zitate aus den Synoptikern gibt und dafür umso mehr Anspielungen und Echos, die wahrzunehmen freilich großen Gewinn bringt (297). Bedenkt man die Alternative, das Johannesevangelium aus hypothetischen Quellen zu rekonstruieren, so bewährt sich im Sinne der vorgelegten Arbeit die Möglichkeit, Zugänge zum Johannesevangelium aus den synoptischen Evangelien zu finden. Dafür bedeutet die Arbeit von G. eine Fundgrube.

J. BEUTLER S. J.

SEEWALD, MICHAEL, *Verisimilitudo*. Die epistemologischen Voraussetzungen der Gotteslehre Peter Abaelards (Veröffentlichungen des Grabmann-Institutes zur Erforschung der mittelalterlichen Theologie und Philosophie; 54). Berlin: Akademie Verlag 2012. 271 S., ISBN 978-3-05-005660-9.

Peter Abaelard (= A.), bekannt für sein abenteuerliches Leben und die Liebe zu Heloise, wurde lange von Philosophen selektiv philosophisch und von Theologen einseitig theologisch gelesen. Erst die neuere Forschung geht der Einheit seines Denkens nach. Die theologische Dissertation Michael Seewalds (München, SS 2011) behandelt nun die epistemologischen Voraussetzungen der Gotteslehre A.s, bewegt sich also im Übergang von der Philosophie zur Theologie (Erläuterung des Themas 11–15). Der Titel *verisimilitudo* weist durch den Bestandteil *similitudo* darauf hin, dass A.s Methode der Gotteserkenntnis entscheidend auf der Ähnlichkeit zwischen Schöpfer und Geschöpf beruht. Zugleich hat „Wahrheitsähnlichkeit“ (Erklärung der Übersetzung 191 f.) eine dogmatische und eine skeptische Seite: Wahrheit gibt es; der Mensch kann sich ihr nähern, aber nur Wahrheitsähnlichkeit erreichen. Entsprechend zeichnet Seewald (= S.) A. als nüchternen Theologen, der im überlieferten Glauben steht und der Vernunft vertraut, sie aber nicht überschätzt. Das populäre Bild eines streitbaren und destruktiv kritischen Rationalisten wird nicht aufgegriffen, sondern gelegentlich explizit korrigiert. S.s Hauptquelle ist die „Theologia“ A.s, deren verschiedene Versionen nicht genetisch, sondern unter dem Gesichtspunkt der Einheit betrachtet werden (15–19; genauer: 31). Der Schwerpunkt liegt auf der Systematik der Gedanken, die analytisch, seltener auch geschichtlich eingeordnet werden (19–21). Abgesehen von der Einleitung (Teil I) ist die Arbeit unter epistemologischen Aspekten nach Grund (Teil II), Methode (Teil III) und Reichweite (Teil IV) der Erkenntnis gegliedert.

Teil II behandelt den Grund und verschiedene Voraussetzungen der Gotteserkenntnis. Zunächst geht es um den Glauben. Seine biblische Deskription als *argumentum non apparentium* (Hebr 11,1 Vg.) erklärt A. als Einschätzung (*existimatio*) nicht erscheinender Dinge. So expliziert er den logischen Begriff *argumentum* als eine innere Haltung